

Der Wille siegt.

Aus den Bekenntnissen deutscher Kriegsverletzte.

Wenn auch die während des Krieges gemachten ganz außerordentlichen Fortschritte der ärztlichen Behandlungsmethoden sowie der Technik hinsichtlich der Ersatzgliedmaßen, Blindenlesemaschinen usw. ihr gut Teil dazu beitragen, die Kriegsbeschädigten weit mehr als dies früher möglich war, trotz ihrer Gebrechen neuem tätigen Leben wieder zuzuführen, ist und bleibt doch ein Hauptfaktor für die Erreichung dieses leider für so viele Tausende wichtigen Zieles die Stärkung des persönlichen Willens.

Diese Dokumente sind nicht nur der beste Beweis für die in jeder Lebenslage auftretende Volkskraft des Deutschen, sondern mögen auch Kriegsverletzten, denen ihr Weg zum neuen Leben schwer wird, Trost und Hoffnung bieten. Was der Wille z. B. bei einem Beinamputierten zu leisten vermag, geht aus der Geschichte des Hauptmanns Bunn hervor, der im September 1914 bei Vitry le François durch einen Granatanschlag im Antegelenat verwundet wurde und sich dann im Oktober das linke Bein abnehmen lassen mußte.

Das beste Dokument für die Möglichkeit, einen verlorenen Arm durch die Kraft des Willens wenigstens zum großen Teile zu ersetzen, bietet die Geschichte des Leutnants Baple, der an der Westfront den rechten Arm verlor. In dem Buche des Einarmigen von Jichy, so berichtet der Leutnant, fand ich manche Anregung zur besseren Ausbildung der linken Hand.

Ein drittes Dokument stammt von einem Kriegsblinden. Dieser Kriegsüberlebte hatte seinen Willen so in der Gewalt, daß er sofort nach Heilung seiner Wunden alle Möglichkeiten erprobte, um der Tätigkeit zu entziehen und seine Arbeitskraft wieder zu erlangen. In kurzer Folge lernte er die Buchdruckerei lesen und schreiben, gewann sich durch die Kenntnis der ziemlich schwierigen Rotenpunkt-Schrift die Freuden der Musik zurück, bereits nach weiteren zwei Monaten hatte er die Kurzschrift erlernt, und wenige Wochen später war er mit der Schreibmaschine so gut vertraut wie vorher.

Ums Menschentum.

Ein Schiller-Roman von Walter von Molo.

Fritz Schiller hob das vernünftlichste Auge, mit glühlichem Ruhelächeln sah er fern über den Bergen den Abendstern. Er empfand sich als ein Stück des Ganzen. Seine Seele lobpries die Schöpfung, die dem Gestirn befahl, die Nacht dem einen Erdteil, das Licht dem andern, im Wechselspiel der Drehung, täglich neu zu schenken.

Leffer rauschten und andächtig die Bäume, der rauschende Fall der Wasserfälle hinter den Gehwässhäusern stürzte langsam, der Duft der Rose schwebte, hingegeben zum Preis des Schöpfers, in der lauen Abendluft, die paradiesisch den geschorenen Rasen überstrich. Wohligh und entspannt empfing alles den belohnenden Tau und ward Gefühl des Abends, Gefühl des Geborgenseins.

Fritz Schiller sah aufrecht und es lochte in seinen Augen. Er war stark wie nie. Gefühl! Gefühl! — für Könige, für Große ist's geringe, Die Niederen bedacht es nur — O Gott, du gabest mir Natur, Teil Welten unter sie — nur, Vater, mir Gefänge! Ein schwerer Schritt knirschte auf dem Kiesweg. Langsam und schmerzlich kam Fritz Schiller in diese Welt zurück. Wer stahl ihm den Frieden, der so kurz gewesen war?

„Weiß' Er sitzen und laß' Er für heute, den Rockzug! Er ist ja malado (krank); das entschuldigt ihn! — Was macht Er mir für unangenehme Chosen? Er ist da, um den Geist zu bilden, nicht um sich zu liegen. Es fehlt ihm wahrlich an nichts bei mir; warum will Er nicht froh sein? Wasodow könnt' ihn nicht anders erziehen und die Rousseauschen Prinzipien, soweit sie was taugen, sind die meiner Anstalt, auf die die Welt sieht. Herr Voltaire ließ sich darüber berichten und lobte sie. — Ich halte ihn fern von Sünde und Weltlichheit. Ich lasse ihn aufwachsen unter Baum- und Tiergesell, damit Er die eigene fände. Statt, daß Er jubiliert, hängt er den Kopf. Freiheit ist des Menschen höchstes Gut, ich verschaffe

zu bedienen. Das Schwimmen sei ich jetzt auch im freien Fluss fort, ich spiele mit in Punkt-Schrift gezeichneten Karten, und beim Regeln gelingt es mir sogar oft, einen einzelnen Regel herauszubringen.“ Dies sind nur wenige aus einer Anzahl von Beispielen, die den unumstößlichen Beweis dafür liefern, daß die modernen Erregungseigenschaften im Verein mit äußerster Willenskraft die Kriegsbeschädigten in einer Weise arbeitsfähig zu machen vermögen, wie dies noch vor wenigen Jahren ganz unmöglich erschienen wäre.

Kleines Feuilleton.

Wie viele Menschen kann die Erde ernähren?

Im 2. Jahrhundert n. Chr. lebten in den europäischen Provinzen des römischen Reiches ungefähr 45 Millionen Menschen; heute leben in denselben Ländern 100 Millionen. In siebzehnhundert Jahren hat sich also die Menschennenge in diesem Teile unseres Planeten noch nicht verdreifacht und nur eine Jahreszunahme von 1/4, erzielt. Bei gleichem Verhältnis würde die Erdbevölkerung in 2000 Jahren nicht mehr als 7005 Millionen betragen. Kann unsere Mutter Erde gegebenenfalls diese 7 Milliarden ernähren? Matthius Meyer unterzieht diese für die Zukunft der Menschheit besonders hochbedeutsame Frage in seiner soeben bei Eugen Diederichs in Jena erschienenen Schrift „Das Jährling der Lehrer“ einer interessanten Besprechung.

Der englische Geograph Ravenstein hat im Jahre 1891 eine Berechnung angestellt, bei der er die trodene Erdoberfläche nach ihren Ertragsmöglichkeiten in drei Regionen stellte. Die erste bildet das fruchtbare, die Bewanung lohnende Land, dessen Ausdehnung Ravenstein auf 73,2 Millionen Quadratkilometer berechnet, davon sind zurzeit erst 40 Proz. unter dem Pfluge, 18 Proz. sind Weiden, 23 Proz. sind Wald, der Rest ist bebaut, mit Wasser bedekt oder ledland. Die zweite Region ist die der Steppen, der armen Grasländer, die jedoch durch sorgfältige Kultur noch oft in fruchtbares Gelände zu verwandeln sind. Sie bedekt 88 Millionen Quadratkilometer. Die dritte Region Ravensteins umfaßt die Sand- und Polarräuser und bedekt 10,8 Millionen Quadratkilometer. Ravenstein rechnet damit, daß nach dieser Schätzung die Erde für sechs Milliarden Menschen Unterhalt gewähre. Bei einer Bevölkerungszunahme von 8 Proz. im Jahrzehnte, einer Zunahme, die etwa jener in Deutschland in den siebziger Jahren entspräche, würde Ravensteins Grenze allerdings schon im Jahre 2072, also nach jetzt rund 150 Jahren erreicht sein.

Andere Forscher aber legen die Zahl der Menschen, die die Erde ernähren kann, weit höher an. So hat sie Girts im Jahre 1898 auf 8 Milliarden berechnet, und viel weiter geht noch Oppenheimer, der folgende Erwägungen anstellt. Theoretisch können auf einem Quadratkilometer bewohnbarer Erde 50 000 Menschen leben. Ohne Lebenserhaltung kann man mit einer Bevölkerung von 4000 auf Ravensteins fruchtbarer Region rechnen. Das heißt: diese kann 202 800 Millionen Menschen ernähren. Rechnet man von ihr 35 Prozent für Wald, Weide, Siedelungen und Wasserläufe ab, die doch auch bei der Ernährung eine Rolle spielen, so bleibt immerhin Raum und Unterhalt für 190 000 Millionen noch. 12 Milliarden werden sich immer noch in den Regionen der Steppen und Wäldern ernähren können, so daß auch bei großen Abirichen immer noch damit gerechnet werden darf, daß unsere glückliche Mutter Erde für 200 Milliarden Menschen den Tisch zu decken immer bereit ist. Was etwa einmal geschieht, wenn diese Höchstzahl erreicht sein sollte, darüber brauchen wir uns wirklich heute ebensowenig den Kopf zu zerbrechen, wie etwa über die zukünftige Abkühlung der Sonne oder über das einstige Schwenden unserer Kohlenvorräte. Die Sache liegt heute noch unsere Erde bevölkert ist, das wird recht augenblicklich durch das folgende Bild verdeutlicht: Der Bodensee hat eine Oberfläche von 588,5 Quadratkilometer. Rechnet man, daß auf einem Quadratkilometer drei Personen, zwei Erwachsene und ein Kind, bequem stehen können, so hat die ganze gegenwärtige Bevölkerung der Erde auf der Oberfläche des See's Platz. Sollte sie, was wohl anzunehmen wäre, unter dem starren Eise brechen, so würde das Niveau des Sees um nicht ganz 40 Zentimeter steigen. Man muß, um dieses Bild ganz zu würdigen, sich vorstellen, daß der Bodensee auf einem Globus von 26 Zentimeter Durchmesser eine größte Ausdehnung von 1,4 Millimeter hat!

Eine deutsche elektrische Schreibmaschine.

Vor einiger Zeit ging eine hehrerigswerte Anregung B. Forstmanns durch die Presse, die in dem Sage gipfelte: schreibe elektrisch! Eine elektrische Schreibmaschine, wie sie dort vorgeschlagen wurde, ist nun bereits vorhanden; sie ist im Juni dieses Jahres durch deutsches Reichspatent geschützt worden. Wie sie gebaut ist und wie

sie arbeitet, beschreibt ihr Erfinder Fürst zu Hensburg im „Prometheus.“ Nachdem der Erfinder jahrzehntelang vergeblich versucht hatte, eine ganz elektrische arbeitende Schreibmaschine zu bauen, wies er schließlich darauf, eine elektrische Vorrichtung zu erfinden, die an jede gewöhnliche Tastenschreibmaschine angegeschlossen werden kann, und damit hat er einen Erfolg erzielt. Diese Vorrichtung, in einem Kasten von 50 Zentimeter im Geviert und 10 Zentimeter Höhe eingeschlossen, enthält 24 Elektromagnete, ferner Hebel und Verbindungen, die die einzelnen Tasten der gewöhnlichen Schreibmaschine herunterdrücken. Den Bedürfnissen der deutschen Schrift entsprechend rechnet die elektrische Schreibvorrichtung mit 24 häufiger vorkommenden Zeichen. Ihre Klaviatur, die von der rechten Hand allein bedient wird, wird rechts neben die der Schreibmaschine gelegt; sie besteht aus vier Tasten, auf die die vier Finger vom Zeigefinger bis zum kleinen Finger aufgelegt werden; je nachdem diese Tasten durch den Finger um ein geringes nach unten gedrückt oder nach vorn oder hinten geschoben werden, wird einer der Elektromagneten eingeschaltet. Die Daumenastie kann nur eine Bewegung ausführen, und zwar von rechts nach links, wirkt als Umschalter und steigert so die Anzahl der Buchstabenzeichen auf 24. Die linke Hand liegt beim Schreiben so, daß der Zeigefinger die Leertaste, der Mittelfinger den Umschalter für die großen Buchstaben bedient und dazu muß die linke Hand auch die fehlenden, sehr seltenen Buchstaben a, z und y anklagen, sowie die Zahlen und gegebenenfalls einen zweiten Umschalter betätigen. Jede beliebige Lichtleitung kann zum Betriebe benutzt werden, aber auch Elemente können dazu dienen, denn es wird nur, die Kraft erfordert, wie sie etwa eine fünfserzige Lampe braucht. Da der Ausschlag durch die Elektromagneten sehr schnell ist, wird eine deutliche, nie verschwommene Schrift erzielt, mit der auch mehr Durchschläge geschrieben werden können, als bei Bedienung mit der Hand. Ferner kann man mit geringer Lebung ziemlich rasch schreiben, und da beide Hände mit der Maus still aufliegen, ist das Schreiben weniger ermüdend, als bei der gewöhnlichen Schreibmaschine. Schließlich könnte man für die Bedienung der Leertaste und des Umschalters Pedale anbringen, so daß auch einarmige Kriegsbeschädigte diese elektrische Schreibmaschine benutzen könnten. Es versteht sich von selbst, daß sie bei spielförmlicher Anordnung auch für die linke Hand eingerichtet werden kann.

Stuttgart.

Der „Vorwärts“-Kalender ist auch dieses Jahr wieder erschienen. Er hat sich von Jahr zu Jahr neue Freunde erworben. Wer ihn einmal benutzt hat, wird ihn nicht wieder missen wollen. Bietet er doch Tag für Tag auf der Rückseite des großen und klar gedruckten Datums eine Rundschau sozialer und sozialistischer Vorfälle. Was immer die Weltliteratur an kraftvoller Verbreitungs- und sozialer Kritik bietet, ist hier glücklich für die Bedürfnisse des Tages ausgewählt. Aus Dichtern und Denkern werden Sinnsprüche und gehaltvolle Abschnitte geboten, die dem neuen Tag eine ernste Weisheit und einen tiefen Gedanken mit auf den Weg geben. Darüber wird das Sozial- und Wirtschaftsleben beleuchtet durch gedrängte Lieberichten und statistische Tabellen aus allen Gebieten. So ist dieser Kalender zu einer kleinen sozialen Enzyklopädie geworden, die die bunte Reihe der Tage schmückt mit Edlem und Wichtigen. Jeder Tag wird so einige Minuten zur Andacht, zum Nachdenken, zum Kunstgenuss, zu einem guten Wort oder zu einer neuen Kenntnis einladen — und mancher wird sich das beste daraus in eine Mappe sammeln. Der Preis ist 1,80 M.

Die Siemens-Stiftung. Bei der Festsfeier, die zu Ehren von Werner Siemens in der Charlottenburger Technischen Hochschule am Mittwoch, den 13. Dezember, stattfand, wurde Verteilung von einer Siemens-Stiftung gemacht. Alle drei Jahre soll ein Ring — ein Vorberührung auf eiserner Unterlage — an Personen verliehen werden, die sich hervorragende und anerkannte Verdienste um die Förderung der Technik in Verbindung mit der Wissenschaft erworben haben. Der erste Ring wurde Professor Karl von Linde in München zuerkannt, der die Wissenschaft durch seine Theorien der Wärme- und Kälteerzeugnisse befruchtete und sie praktisch in seinen Kältemaschinen und zur Verflüssigung der Luft verwirklichte.

Die Stiftung will weiter das Andenken des Verstorbenen ehren und die weitesten Schichten mit verdienten Männern der Wissenschaft und Technik bekannt machen. Ernst Abbe, der sozialgestimmte Begründer der Reichswerke, soll zuerst dieser Ehre durch eine Biographie teilhaft werden.

Eine zeitgemäße Ausstellung soll in Weisfel veranstaltet werden. Die Stadt hatte auf der Genter Ausstellung von 1913 eine Sammlung von verlässlichen Lebensmitteln zur Schau gestellt. Die wird jetzt — zeitgemäß ergänzt und dauernd bereichert — wieder erneuert. Sie soll ein Schandspiegel für alle die sein, die sich gegen das Volkswohl und die Volksgesundheit vergehen.

Anallrot war Fritz von Hoven im Antik, als er in Schillers Frieden brach:

„Schiller, wir haben ein neues Buch! Komm mit! Wir lesen es im Repetitionsaal. Der Petersen geht herum und schreit Weltgeschichte vor, damit der Nieß vermeinet, wir studierten gemeinsam; der Scharffenstein liest vor, damit wir's alle hören. Den Kopf, der's Buch nicht gelten lassen wollte, weil er sagt, er hätte sich am Ende nicht umgebracht, den haben wir rausgeat! Komm, o komm doch! Warum so grenzenlos an Gefühl und warum so eingengt in der Kraft des Vollbringens.“ Fritz von Hoven verdröhte die Augen und zog den Freund heftig beim Arm.

„Hoven? Stehet das im Buch? Wer hat's geschrieben? Wie heißt das Buch? Sag! D-sag!“ Fritz Schiller umklammerte den Freund.

„Vom Goethe ist's, der den Göt schrieb und heißt: Die Leiden des jungen Werthers.“

„Hoven! Hoven!“ Erschauernd stand Fritz Schiller, ein Schauer durchrannt ihn, er verkehrte sich selbst. „Hoven“ er ritz den Freund fast zu Boden. „Den gleichen Gedanken hab' ich mit Jaudern gedacht und wollte in Tränen zerfließen.“ Alles in ihm bäumte und wack Wafen. Soll' ich nicht berufen sein, wenn ich ähnliches denk', wie die Gröhten, die ich verehere! Gib mir einen Stoff — und ich will glücklich sein! Einen Stoff!

„Deswegen komme ich! Wir wollen zusammen einen Roman schreiben à la Werther und ihn Herrn Haug senden, der zu Stuttgart das „Schwäbische Magazin“ dirigiert. Der hat von der Maria Theresia, auf die er ein Gedicht gemacht hat, den Dichterfranz bekommen und ist kaiserlicher Hof- und Pfalzgraf, der den Lorbeer vergibt, der muß unsere Namen ins Ausland tragen. Der Friedrich Haug muß uns bei seinem Vater protegierten. Der Petersen und der Scharffenstein machen auch mit. Sei du der Führer! Wir wissen, du hast schon manches gedichtet. Ich mach' die breiten Stellen und du die kurzen; du hast den dramatischen Schwung! Der Scharffenstein ist der Lyriker, er hat's selber gesagt!“

„O Freunde, wo reißt ihr mich hin! Die Ruhe ist still und einfach; größer als das größte Wort; ich hab's gefühlt! doch es sei; ich spür' in meiner Brust die Vose! Ich will, ich will und es muß gelingen! Mensch will ich sein, nicht Herzogsnecht!“

„Komm, komm; wir wollen heute noch beginnen.“ (Fortf. folgt.)

sie ihm, ich bestreite ihn von allen Ketten der Sorge, selbst von den unsichtbaren, die am schwersten lasten: vom Elternhaus! — Ich hab's am eigenen Leibe gesehen, wie die Familie die Persönlichkeit tötet; ich bin gegen Verwandte und gegen meine Erzieher zu Felde gezogen, mein Lehrer wurde gebüßt wie jeder andere, der mir widersprach. . . .

„Doch ich verzehle als Philosoph. Ad exemplum (zum Beispiel): gestern haben wir Seinen Taufpat, der einmal gegen uns häßlich konspiriert hat, den Kieger, in Ehren und Gnaden wieder aufgenommen, weil sich's für intelligente Menschen nicht geziemet, nachzutragen. Von morgen ab heget er mir am Hohen-Asperg die Gefangenen. Der einmal wilderte, ist nachher der beste Heger!“

„A propos, was ich ihm sagen wollte: Seine Mutter hat ihm Badewort gefendet zur Heilungsfeier. Das muß Er noch heute zurückschicken! Schreib' Er dazu, Er verbitte sich in Zukunft solche Incommoditäten von daheim. Den Brief hat Er mir vorzulegen, ehe er abgeht. Zur Schwäche erziehe ich nicht; ich bin ein Mann von principes! Ich fehr' mich an niemanden, an gar niemanden, denn: an meinen Kopf. Er ist ein schlechter Schüler, aber ich vertraue doch Seinem ingenium; die Schulsache sehen nur, solange die Zeile reicht. Aber: mach Er mir's nicht so schwer, mich daran zu verungüen, andere glücklicher zu machen als ich es selber bin. Geh' Er unter die Menschen, schließ Er sich nicht ab: Teufeligkeit ist das Sinnbild der Tugend. Geh' Er mich!“

Sinnend hob Karl Eugen den Stod und starrte zergrübelt in die sinkende Nacht. „Professor Abel sagt mir, daß Er einen guten Kopf für die Philosophie hätte. Denk, Er ein wenig für mich und qual' Er sich, wenn Er doch von mir lebet und durch mich Sein eigenes Denken graß; Er ist da für mich! Denk' Er nach über das Thema, so Uns momentan beschäftigt. Weiß Er was von der Standhaftigkeit tugendfamer Frauen? Sind tugendfame Frauen standhaft? Repondier' (antwort) Er mir auf die Frage mit all Seiner Kenntnis von innen und außen, so Er von alten Autors weiß; die jungen verstehen nichts; ich hab' mich überzeugt! Je mehr Er denket, desto gesünder wird Er sein. Er hat für die Arbeit noch drei Tage Krankenurlaub. Bon soir (Guten Abend)!“

Langsam und gesenkten Hauptes wandelte Karl Eugen dem Kavalerbau zu. Mit verschränkten Armen trug er den Hut auf dem Rücken und dachte an Franziska von Hohenheim, die so gleichmäßig kühl und begehrenstwert blieb. Grübelnd und verlorenen Schrittes verjank er hinter den zugestukten Geden.

